Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 6

Artikel: Das glückliche Licht
Autor: Sickens, T.O.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666552

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

T. O. Sickens

DAS GLÜCKLICHE LICHT

An jene Weihnacht werde ich mich zeitlebens erinnern. Nicht an die eisig funkelnden Sterne oder den schimmernden Schnee auf Bergen und Tal; das alles kann man auch auf vielen Glückwunschkarten sehen. Es war etwas anderes — etwas, das ich seither nicht mehr in diesem Glanz erlebt habe.

Meine Frau, unser kleiner Sohn und ich wohnten damals hoch oben in den Schweizer Bergen, über einem Dorf namens Engelberg. Ich sollte mich dort vom Krieg erholen. Es war kurz nach Kriegsende, man sah nur wenige Fremde in der Schweiz; abgesehen von den GI's, die auf ein paar Tage Urlaub aus Deutschland kamen, waren wir ganz allein.

Unser Schweizer Geld war spärlich bemessen. Zu der Zeit, von der ich erzählen will, hatten wir überhaupt keines. Ich muss betonen, dass dies wörtlich zu verstehen ist: denn auch wenn man Ueberweisungen zu erwarten hatte (wie in unserem Fall), war es damals dank den gordischen Knoten in den Devisenbestimmungen durchaus möglich, dass man plötzlich völlig mittellos dasass.

Bis auf eine Pfundnote, die ich in einem alten Anzug fand — und die nur ungefähr acht Franken wert war —, besassen wir also kein Geld mehr. Wir mussten aus dem verhältnismässig guten Hotel in ein baufälliges altes Bauernhaus umziehen, das sich sechshundert Meter über Engelberg auf einer Alp befand und eine Art Kreuzung zwischen einem romantischen Chalet und einem Kuhstall darstellte. Der einzige Wohnraum darin war dunkel und niedrig, so dass ich am Anfang fortwährend mit dem Kopf an die Deckenbalken stiess, aber an derlei gewöhnt man sich. Der Boden war aus schönem Tannenholz, in der Ecke stand ein grosser Kachelofen, und auch an Brennholz fehlte es nicht.

Wie in allen, selbst hochgelegenen Schweizer Bauernhäusern gab es elektrisches Licht. Allerdings wurde es nur durch eine nackte Birne repräsentiert, die nüchtern und freudlos von der Decke herabhing. Diese hässliche Birne war uns allen verhasst, aber sie sollte später eine wichtige Rolle spielen.

In der ersten Woche nach unserem Einzug, ungefähr vierzehn Tage vor Weihnachten, wurde es sehr kalt. Aus dem trüben, bedrückenden Himmel begann es zu schneien. Ich fühlte mich nicht besonders wohl. (Mit trockenem Brot und wenig Milch und höchstens einer Handvoll Mais kann sich wahrscheinlich niemand besonders wohl fühlen.) Deshalb fiel meiner Frau die Aufgabe zu, sich unten im Dorf nach dem Verbleib unseres Geldes zu erkundigen und einige andere Sachen zu erledigen.

Nun darf man sich jedoch nicht vorstellen, dass wir die sechshundert Meter zu Fuss oder auf Skiern zurücklegen mussten. Wir setzten vielmehr unser Leben aufs Spiel, indem wir in der sogenannten Seifenkiste fuhren. So hiess ein Aufzug, der dem Militär im Kriege zur Beförderung von Munition und sonstigem Material gedient hatte. Jedermann hat wohl schon auf Plakaten die verchromten Seilbahnen gesehen, in denen man herrlich bequem durch die Luft befördert wird: Von dieser Sorte war die Seifenkiste nicht. Wenn man eingestiegen war, klammerte man sich verzweifelt an die Seitenwände und glitt schwankend in die Tiefe — ganz langsam, so dass man die Todesangst voll auskosten konnte. Man rührte sich nicht und schaute auch lieber nicht hinauf, wo die beiden rostigen Räder kreischend am abgenützten Seil entlangrollten, das an manchen Stellen zusammengeknotet war. Holpernd und ruckweise ging es weiter, über Schluchten und spitze Felsen und bedenklich nahe Baumwipfel, bis man gegen Ende der langen Fahrt über Strassen und Dächer segelte und schliesslich mit einem sanften Stoss mitten im Dorf landete.

Dieser Art also war unsere Verbindung mit der zivilisierten Welt der Geschäfte und Bars und vor allem der Banken. Und auf diese Weise sah ich meine Frau täglich hinunterfahren, wobei ihre langen, dunklen Haare im Wind flatterten. Auf demselben Weg kam sie wieder herauf, um mir widerstrebend mitzuteilen, dass noch keine Nachricht über unser Geld eingetroffen sei und dass sie es morgen wieder versuchen werde. Eine bewundernswerte Tat für eine so kleine Frau.

Als die Lage wirklich schlimm wurde — sogar der Mais war uns ausgegangen — erschien die Sonne wieder, und der Schnee glitzerte blassgolden unter dem blendend blauen Himmel. Gegen jede Logik ging es mir etwas besser; ich sass auf einem

Anbetung

A. Duerer

Bänkchen in der Sonne, zwar hungrig, aber ziemlich zufrieden, und ging manchmal sogar die kurze Strecke bis zu den Skihängen.

Die Seifenkiste brachte mit jedem Sonnentag mehr Skifahrer zu uns herauf. Schon am zweiten Tag entstieg ihr ein hochgewachsener, kühn aussehender junger Mann, der sich mit finsterer Entschlossenheit sofort ein Paar alte Skier anschnallte und ohne Umschweife, wenn auch heftig schwankend, den ersten Abhang hinunterstob.

Den zweiten Hang erreichte er jedoch nicht, beim zwanzigsten Versuch ebensowenig wie bei diesem ersten. Er brach mit fliegenden Skiern zusammen, in einem so gewaltigen Sturz, dass man fürchten musste, er werde sich sämtliche Knochen zerschmettern. Aber jedesmal richtete er sich gelassen wieder auf und erklomm von neuem die Anhöhe, wo unsere Bank stand.

Dann lachte er etwas befangen, als wollte er sein wildes Benehmen entschuldigen. Wir lächelten ihm unsererseits zu, und schon fuhr er wieder davon und überschlug sich im Schnee.

Weder an diesem noch am nächsten Tag wechselten wir ein Wort. Am vierten jedoch fand meine Frau ein Paar Skier auf dem Estrich, und da wir früher in den Dolomiten Ski gefahren waren, ging sie damit zu den Uebungshängen, während ich ihr etwas später als Zuschauer folgte.

Als ich ankam, konnte ich sie nirgends in der bunten Menge entdecken, die sich an den Hängen auf und ab bewegte. Aber auf meiner Holzbank sass der kühne junge Mann und rieb sich stirnrunzelnd ein Fussgelenk. Daher fragte ich ihn lächelnd — auf Englisch —, ob er meine Frau gesehen habe. Er schaute zu mir auf, rückte auf der Bank zur Seite und antwortete nickend: «She go — so», indem er mit der Hand eine gleitende Bewegung zum Abhang hin machte.

«You don't speak English?» fragte ich. Diesmal formte er mit beiden Händen einen winzigen Hohlraum, lächelte bedauernd und schüttelte den Kopf: «Only small . . .»

Nun versuchte ich mein Glück auf Deutsch, was einen wahren Wortschwall bei ihm auslöste. Er sprach fliessend, aber mit stark slawischem Akzent, und fliessend waren auch seine Fehler: Er verwendete schöne, gewählte und meist gänzlich unpassende Adjektive, so dass man ihm mit heller Freude zuhören musste. Als meine Frau mit einigen triumphalen Kristianias (und entsprechenden Stürzen) mit Schnee bedeckt zu uns setzte, kam er aber erst richtig in Schwung.

Er sei Jugoslawe, sagte er. Er sei Rechtsanwalt gewesen, Offizier in der serbischen Armee und habe unter Mihailowitsch in der Widerstandsbewegung gekämpft; er könne nicht in seine Heimat zurückkehren. Er sei aus deutscher Gefangenschaft in die Schweiz geflohen und lebe nun im Flüchtlingsheim in Engelberg.

Manchmal weine er nachts, sagte er, wenn er daran denke, dass er vielleicht nie mehr die tausend Farben der Adria sehen oder mit den Bauern auf dem elterlichen Gut oder mit seinem Vater sprechen werde.

Falls wir meinten, sagte er, dass es in diesem Dorf keine Fremde gebe, könne er uns vierzig oder fünfzig Flüchtlinge zeigen, die alle verzweifelt und heimwehkrank wären — das kahle, kalte Heim dort unten sei überfüllt. Griechen und Polen und Rumänen und Jugoslawen, aber auch Deutsche, sowohl Juden wie Hitler-Gegner. Die meisten seien zu niedergeschlagen oder krank, um auf die Strasse zu gehen. Auch bekomme jeder nur ein paar Franken Taschengeld. So sässen sie in ihrem Zimmer und warteten — jeder mit seiner eigenen Einsamkeit —, warteten darauf, dass eine chaotische oder feindliche oder vielleicht nur gleichgültige Welt ihnen die Möglichkeit gebe, ihr Schicksal zu vergessen und ein neues Leben aufzubauen. Eine Hoffnung, die sich für die Mehrzahl nicht erfüllen werde.

Er sah uns düster an und fragte: «Sie beide vielleicht sind amerikanische Millionäre?»

Ich glaube, wir zuckten unter dieser Anschuldigung fast zusammen. Wir folgten seinem Blick und schauten auf die Pelzjacke meiner Frau, dann auf meine (in seinen Augen wohl prachtvolle) amerikanische Fliegerjacke, beides die Ueberreste besserer Zeiten, und erklärten ihm daraufhin fast mit Stolz unsere Lage: dass wir im Augenblick vielleicht noch ärmer seien als er, und sicherlich hungriger. Dass auch wir zum mindesten unser Haus, unseren Boden und unsere Gesundheit verloren hätten.

Sein finsterer Ausdruck verwandelte sich in das für ihn liebenswürdige Lächeln, als er nun meiner Frau und mir die Hand schüttelte und sagte, dann gehörten wir also zu denselben Menschen und hätten Verständnis.

Er begann von seiner Heimat zu sprechen. Er liess die Skier im Schnee stehen und erzählte von zu Hause, bis die Sonne um drei Uhr hinter dem Südhorn verschwand. Da es kalt wurde, luden wir ihn zu uns ein und sagten, dass wir kaum dreihun-

dert Meter von hier wohnten. Nur könnten wir ihm leider nichts anbieten, weil wir eben selbst nichts hätten. Er starrte uns an, als erfasste er die volle Wahrheit erst jetzt. Dann sprang er auf und packte seine Skier. «Ich komme trotzdem», sagte er.

Aber plötzlich ging er mit raschen Schritten fort, während wir ratlos zurückblieben. Wir sahen ihn in die Seifenkiste steigen, die soeben zu Tal fahren wollte, und gaben ihn achselzuckend auf.

Kaum eine Stunde später, als wir vor unserem Kachelofen sassen, hörten wir die Haustüre aufgehen — und da stand er, schlug die Hacken zusammen und sah in einem überraschend guten Anzug ganz wie ein eleganter serbischer Offizier aus. Während er sich setzte, schaute er auf ein Paket, das er mitgebracht hatte, überreichte es dann etwas verlegen meiner Frau und sagte: «Ich habe mir erlaubt zu bringen eine Kleinigkeit. Bitte nicht danken. Wir sind Freunde, wir gehören zusammen.»

Was er zur Linderung unserer Notlage brachte, war aber nicht etwa ein Laib Brot oder ein Pfund Haferflocken, sondern ein grosser, herrlicher Kuchen. (Später gestand er uns, dass er ihn dem Mädchen in der Bäckerei abgeschmeichelt hatte, um ihn gelegentlich — sehr gelegentlich — zu bezahlen; das war so seine Art.)

Erst um zwei oder drei Uhr nachts verabschiedete er sich von uns. Natürlich fuhr die Seifenkiste um diese Zeit nicht mehr. Aber er wollte nicht bei uns übernachten. «Der Mond ist stark. Ich rutsche schnell . . .» Lächelnd fügte er hinzu: «Wir sollen vor zwölf Uhr zu Hause sein. Ich muss durchs Fenster klettern.»

Am nächsten Tag aber erschien er so strahlend und energiegeladen wie nur je und brachte uns in einem Blecheimer eine Riesenportion Hackfleisch. Er habe seinen Freunden im Heim von uns erzählt, sagte er, und jeder habe einen Teil seiner spärlichen Mahlzeit abgegeben. Er wollte uns zu essen bringen, solange wir es nötig hätten.

Abends nach dem Skifahren blieb er wieder bei uns sitzen. Die Ueberanstrengung der letzten Nacht hatte unsere einzige Glühbirne zur Strecke gebracht, und da wir uns keine neue leisten konnten — weder er noch wir besassen zwei Franken — sassen wir im Dunkeln und verfluchten den Gang der Welt. Er erzählte von den Flüchlingen im Heim, wir von unseren Erlebnissen im Krieg. Wir kamen überein, dass eigentlich jeder Mensch auf dieser Welt zu den «displaced persons» gehöre, nur bemerkten es viele noch nicht. Wir arbeiteten ein wunderbares System aus, das der Welt wieder Ord-

---

Margaretha Schwab-Plüss

WEIHNACHTSWANDLUNG

Weihnacht! Feiertäglich wird es im Gemüt;
auch das dürrste Herz schlägt aus und blüht.
Frost und kurze Tage,
all des Winters Plage,
ist's nicht wie vergangen
in des Christbaums trautem Prangen?

Weihnacht! Jedes sinnt, wo ihm ein Liebes wohnt,
sinnt, wie es ihm treue Liebe lohnt.
Alter Groll verschwindet;
Herz zu Herzen findet
längst vergessene Pfade,
aufgetan der Weihnachtsgnade.

Weihnacht! Auch zu den Verlassnen, Armen, Kranken
und Gefangenen wandern die Gedanken
um die Liebesgluten,
die vom Kripplein fluten
dankbar hinzuleiten
in die Tiefen, in die Weiten.

nung bringen musste. Und wir beschlossen, dass von uns aus alle prosaischen Errungenschaften, wie elektrische Birnen, zum Teufel fahren könnten, wir brauchten sie in unserer Welt nicht. Das heiterte uns beträchtlich auf.

Ein neues Leben in der Schweiz hatte für uns begonnen. Unsere Einsamkeit war vorbei. Mischo — so hiess er — liess es nicht bei den Schilderungen seiner Freunde bewenden, sondern brachte uns gleich am nächsten Tag eine Auslese mit. Eine schöne junge Griechin mit klarer Stirn und hohen backenknochen hiess Sandra. Seit ihrer Gefangenschaft im Konzentrationslager war sie lungenkrank. Ein junger polnische Jude, Mandel mit Namen, der wie ein behender Vogel wirkte und hochgebildet war, sass immer neben mir auf der Bank, während die andern Ski fuhren, und entwickelte zwischen philosophischen Gesprächen Pläne, wie sich Geld verdienen liesse. Er sei praktisch veranlagt, sagte er. Er wartete auf sein Visum für Argentinien — es könne jeden Tag kommen, meinte er.

Als es mir besser ging, so dass ich ins Dorf fahren konnte, stellte uns Mischo einen weiteren Freund vor, um den er sich besondere Sorgen machte. Es war ein alter, deutscher Wissenschafter, der nie von zu Hause sprach, sondern sich nur schüchtern an Mischo hielt und in ihm den Sohn sah, den er verloren hatte. In Sandra, in meiner Frau, in jedem sanften jungen Mädchen glaubte er eine Aehnlichkeit mit seiner Tochter zu finden, und wenn eine ältere Frau vorbeiging, nickte er ernst und murmelte, dass sie ihn ein wenig an seine Frau erinnere. Er war demütig und einsam.

Mit seiner unermüdlichen Energie und seinem lebhaften Wunsch nach Kameradschaft ruhte Mischo nicht, bis er uns alle fest zusammengeschmiedet hatte. Er organisierte alles. Er verschaffte meinem Sohn ein Paar Skier und beförderte jeden Tag die junge Griechin und den etwas widerstrebenden Mandel in der Seifenkiste zu uns hinauf. Sandra setzte er neben mich auf die Bank in der Sonne und beauftragte mich, mit ihr Englisch zu sprechen. Mandel musste an ihrer andern Seite Französisch mit ihr sprechen. Dann übte er mit meiner Frau und meinem Sohn an den Hängen in unserer Nähe, brachte ihnen alles bei, was er selbst nicht konnte, und lachte, wütete und brach sich fast die Knochen.

In dieser Zeit und bei der mageren Diät begann ich mich durch die Freundschaft dieser Männer und der sanften Sandra viel wohler zu fühlen als früher im guten Hotel, und auch meiner Frau erging es nicht anders. Wir waren glücklich. Und Mischo sagte, eines Tages müssten wir alle mit Mandel nach Argentinien fahren und eine Kolonie gründen und einander lieben und ehren bis an das selige Ende. Wir gehörten zusammen, sagte er.

Die Bank versicherte mir, dass meine Angelegenheit gleich nach Weihnachten geregelt werden könne, ich möge nur noch ein wenig Geduld haben, da die Lage so kompliziert sei. Nun, Geduld war ungefähr das einzige, was wir noch besassen, aber ich kann trotzdem nicht behaupten, dass ich mich nicht geärgert hätte. Dieser Aufenthalt hätte ja mit Sorglosigkeit und reichlicher Nahrung meine Gesundheit wiederherstellen sollen, und nun war morgen Weihnacht — unser erstes Fest seit dem Krieg — und wir konnten nicht einmal feiern.

Aber Mischo sagte: «Nicht grübeln. Sie erlauben mir, dass ich Ihnen mache einen Baum wie zu Hause in Serbien. Unser Fest ist wirklich zwölf Tage später, aber für Sie ich mache es morgen.»

Und falls wir es gestatteten, fügte er höflich hinzu, solle bei uns gefeiert werden, hoch oben unter den Sternen. Und wir sollten unsere Freunde aus dem Heim einladen.

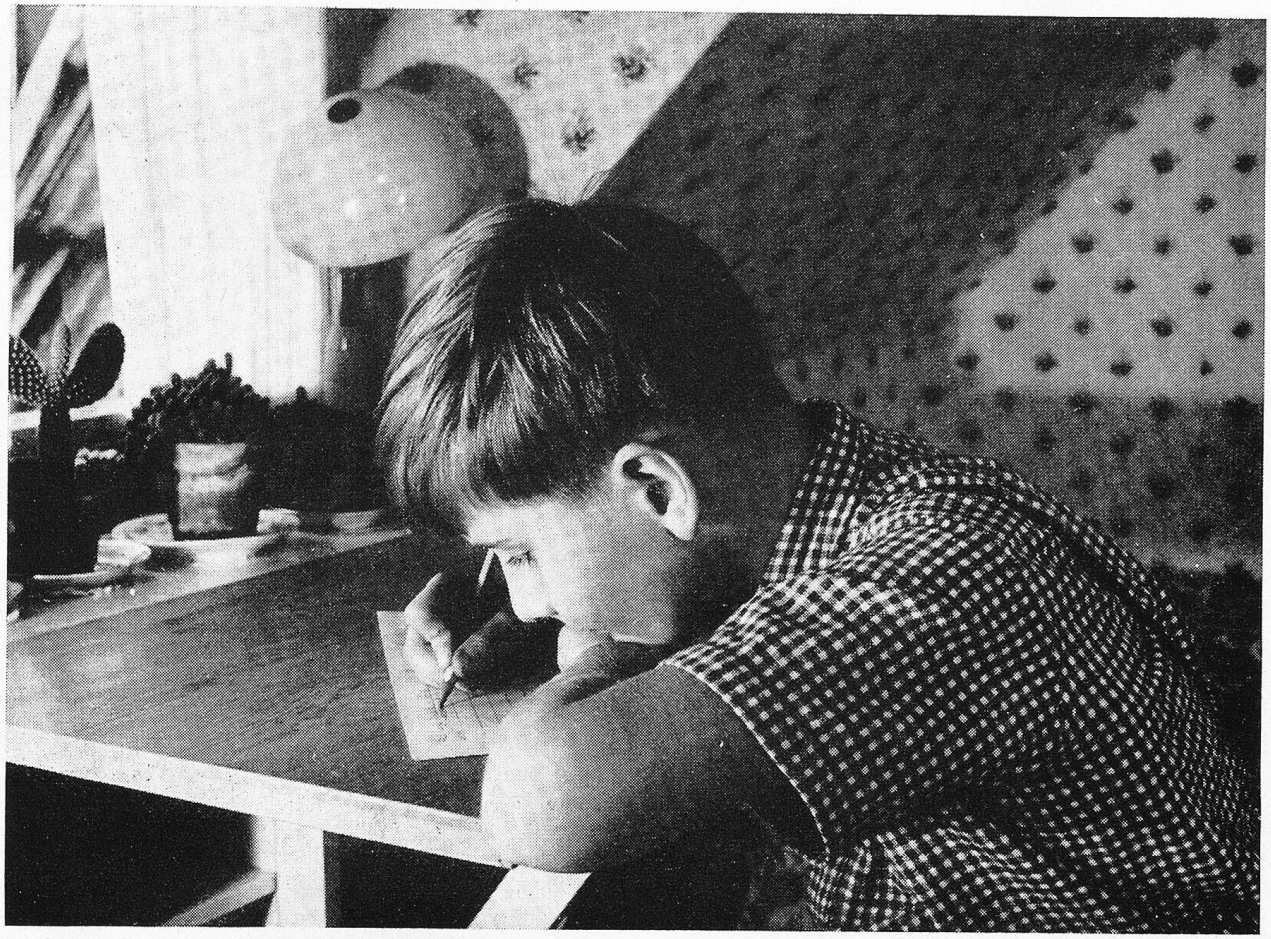
«Aber hören Sie», sagten wir, «Sie wissen doch, wie es bei uns steht. Wir haben keinen Rappen. Es ist auch ungemütlich, schauen Sie doch nur diese elende ausgebrannte Birne an. Können wir denn den ganzen Abend alle im Dunkeln sitzen? Nein, Mischo —.»

«Sagen Sie nichts von Birne», antwortete Mischo fast zornig. «Das ist Bagatelle.» Er sah uns mit seinem traurigen Lächeln an. «Sie sagen, Sie haben nichts anzubieten.» Er schaute auf meine Frau, die den Arm um meine Schulter gelegt hatte. «Hören Sie. Unsere Freunde im Heim sind sehr einsam, denken immer an alles, was sie verloren haben. Besonders an Weihnachten denken sie so. Alle werden schönstes Geschenk haben, wenn sie kommen dürfen und hier sitzen bei Ihnen und sprechen und Sie anschauen, weil Sie noch Ihre Frau und Sohn haben und sich lieben und Familie sind. Sprechen Sie nicht von Birne.»

Später sagte er: «Sogar Mandel will kommen.»

Als wir Mandel einluden, erwiderte er in gewähltem Französisch: «Ich erwarte noch eine gewisse Summe. Ihre Einladung ehrt mich sehr, und ich werde mir erlauben, Ihnen ein Geschenk mitzubringen. Ich bin praktisch veranlagt.»

«Wir alle bringen etwas», sagte Mischo vergnügt. «Wir bekommen heute abend zwei Franken Extra-Taschengeld . . .»



Der Wunschzettel

Photo Camera

Am Weihnachtsabend war bei uns oben ein prachtvoller Sternenhimmel und die Luft so rein wie in einer jungen, unverdorbenen Welt; das Haus war warm und gemütlich und roch nach Holzfeuer im Ofen.

Sandra trat als erste ein, umarmte meine Frau und küsste auch mich befangen. Im Schein eines Kerzenstummels schaute ich die beiden jungen Frauen an, die beide so lieblich aussahen, und fühlte mich wohl.

Dann erschien Mandel und sagte: «Ich bringe Ihnen ein Geschenk . . .» Mischo führte den greisen Gelehrten herein, der eine Decke um die Schultern gelegt hatte.

Ausser der üblichen Abgabe — und einem Teil ihrer Weihnachtsration — brachten sie zwei Flaschen Wein und einen Kuchen. Der alte Mann hatte ein kleines Geschenk für unsern Sohn gekauft der mit grossen Augen da sass und voller Bewunderung Onkel Mischo anstarrte. Denn Mischo packte drei lange Kerzen aus, eine grössere und zwei kleinere, und stellte sie so auf den Tisch, dass die grösste in der Mitte stand. Dann holte er sauberes Stroh aus dem angebauten Stall und bedeckte den Fussboden damit; im flackernden Licht sah das Zimmer nun wie der Stall aus, wo die Hirten das Kind in der Krippe gefunden hatten. «So machen wir zu Hause», erklärte er.

Dann zündete er die drei Kerzen an. «So, was denken Sie jetzt über Ihre dumme Birne? Brauchen wir Elektrizität? Nein», sagte er, «das wäre unpoetisch, traurig, kahl, kalt, materialistisch. Wir können nicht brauchen mechanische Sachen. Wir sind Poeten, wir spucken darauf.»

Ich sah, dass Mandel in seine Tasche griff. Er machte mir einen niedergeschlagenen Eindruck. «Ich wollte Ihnen ein Geschenk bringen», begann er, aber Mischo schob ihn zum Sofa, schob auch uns alle an unsere Plätze und rief: «Jetzt sitzen Sie alle und schauen in die Flammen und vergessen alles, was ausser die Kerzen. Dann sofort essen und trinken wir und sind gute Freunde, und ich will erzählen Geschichten, wie wir bei uns zu Hause alle Zimmer mit Stroh legen und spielen Hirten und Königen. Und dann singen wir . . . Und meine Grossmutter liebe, sie hat gemacht einen wunderschönen Paprika . . .» Und schon war er in vollem Zug und schilderte eine farbenprächtige, warme Welt, erzählte von den Zigeunern, die auf das Gut seines Vaters kamen, von den Bauern und ihren alten Bräuchen, von den Mädchen in Belgrad, von Tauben und Bettlern. Und immer wieder von seinem Vater, den Brüdern, der kleinen Schwester.

Unsere Freunde verschlangen die Bilder und die wehmütigen Erinnerungen an zu Hause. Sie schauten meine Frau an, meinen Sohn und mich und nickten mit feuchten Augen, als wollten sie sagen: «Ja, du weisst, du weisst, wie es ist.»

Wir waren in diesem Augenblick ganz nah am Glück, wir schlossen uns an diesem Zufluchtsort gegen die unfreundliche Welt ab, wo es Geld und Konflikte und elektrische Birnen gab. Nah am Glück.

Mischo war sicher glücklich. Und auch Sandra war es jetzt gerade, während sie sich an mich lehnte und die Hand meiner Frau hielt. Der alte Gelehrte blickte stolz von Mischo auf uns und wieder auf Mischo, der ihn ein bisschen an seinen Sohn erinnerte.

Mandel dagegen schien etwas unruhig zu sein, als ob ihn etwas bedrückte. Von Zeit zu Zeit wandte er sich an meine Frau und begann: «Wie ich schon sagte, habe ich Ihnen ein Geschenk gebracht, aber . . .» Und jedesmal lächelte ihm meine Frau zu, und alles schien in Ordnung zu sein.

Ich selbst war vielleicht auch nicht ganz glücklich, denn ich wusste zu gut, dass wir uns nur gegen die Welt abschlossen, wo weiter Geld und Bomben und Glühbirnen gemacht wurden. Das liess sich nicht ändern.

Als wir die fremdartigen Volkslieder aus Mischos Heimat sangen — er erklärte sie uns voller Freude Wort für Wort —, als wir falsch, aber mit grossem Vergnügen mitsangen, wurden wir allmählich etwas berauscht. Mischo ruhte nicht, bis jeder von uns ein Lied beitrug, und dieses Singen schien den alten Gelehrten besonders glücklich zu machen. Er murmelte: «Zu Hause haben wir auch gesungen . . .» Dann fügte er lebhafter als sonst hinzu, wie um Entschuldigung bittend, aber mit rührender Eindringlichkeit: «Zu Hause habe ich auch immer etwas vorgelesen . . .»

Mischo aber übertönte ihn schon wieder mit neuen Erzählungen. Der Alte beugte sich zu uns herüber und fuhr sanft-beharrlich fort: «Ich habe immer die Weihnachtsgeschichte vorgelesen. Das wollten sie zu Hause so haben. Immer sagten sie: ‚Vater, lies uns die Weihnachtsgeschichte' . . .»

Mir schien, dass in seinen Augen plötzlich ein fehlender Ausdruck lag. Und da fragte meine Frau schon: «Möchten Sie uns nicht auch ein bisschen vorlesen? Auf dem Bücherbrett über dem Ofen

ist eine schöne Bibel. Nur . . .» sie zögerte rührend. «Die Leute hier sind natürlich Katholiken — und Sie selbst sind vielleicht protestantisch?»

«Gnädige Frau», antwortete er milde, «an einem solchen Abend bedeutet das keinen Unterschied. Ich will sehr gerne aus dieser Bibel vorlesen. Das ist dann ein bisschen, wie es zu Hause war.»

Wir schoben also gemeinsam seinen Stuhl zum Tisch, auf dem die Kerzen standen, und legten das Buch vor ihm hin. Ich suchte ihm die richtige Stelle, während er zitternd und glücklich seine Brille aufsetzte. Dann warteten wir.

Wir warteten lange, aber er begann nicht zu lesen. Er rückte nur immer an der Brille herum und starrte in die Bibel, beugte sich tief darüber, setzte sich anders und flüsterte schliesslich: «Ich sehe nicht genug, ich sollte mehr Licht haben. Es ist zu dunkel . . . Ach», sagte er verzweifelt, «könnte ich nicht etwas mehr Licht haben, nur ein bisschen?»

Er weinte fast. Auf einmal lag uns allen wirklich daran, dass er ausführen könne, was ihm so viel bedeutete. Auf einmal fühlte ich, dass nur dieses eine bisher gefehlt hatte; dass der alte Mann uns die Geschichte des Friedens und des guten Willens vorläse . . . als ob in dieser Nacht alles davon abhinge.

Aber wir sahen uns ratlos um. «Leider ist eben unsere Birne —» begann ich und bemerkte in dem Augenblick, wie Mandels Gesicht zum erstenmal strahlte. Er sprang auf und rief: «Ich habe schon erwähnt, dass ich Ihnen ein Geschenk gebracht habe — nur dachte ich, dass Sie vielleicht keinen Wert darauf legen —»

Aus seiner Tasche zog er eine bunte Kartonhülle, die eine Glühbirne enthielt. Wir schraubten sie ein, und nun hatten wir helles Licht.

«Ich habe es ja gesagt», schrie Mischo. «Er ist wirklich praktisch, unser Mandel. Er ist gerade so, wie wir nötig haben.»

Mandel war selig. Der Alte fing an zu lesen, während ich mit dem bunten Karton in der Hand dasass.

«Und siehe, ein Engel des Herrn stand vor ihnen und die Herrlichkeit Gottes umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr. Der Engel aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht . . .»

Ich schaute lächelnd zu der nüchternen hellen Birne hinauf. Dieses prosaische Ding also hatte uns den Abend gerettet, hatte getrübten Augen zum Sehen verholfen. Auch dieses Licht — diese kalte Glühbirne — war ein Teil des grossen Lichtes. Der Teil einer Welt, gegen die wir uns nicht abschliessen durften.

Und während wir zuhörten, wie er mit sanfter, andächtiger Stimme vorlas, erfüllte uns tiefe Zufriedenheit. Ich hatte ein Gefühl, das man nur sehr selten erlebt: dass alles auf dieser Welt gut sei. Dass alles eine wunderbare Einheit bilde — meine Frau und ich und Mischo und Sandra und der alte Gelehrte und unser praktischer Mandel, alle Rassen und Religionen, alle Freundschaft, Armut, Traurigkeit, Poesie, Verwirrung und Klarheit — alle Hoffnungen und Gedanken und Wünsche und auch die hässliche Birne: alles, alles gehörte zusammen.

Während eines flüchtigen Augenblicks erfasste ich, dass unsere Welt trotz aller Wirrnisse ein Ganzes war.

Ich schaute meine Freunde an. Ich glaubte fest, dass wir alle zusammen nach Argentinien gehen würden, wie Mischo es wollte, und dort für lange Zeit in Frieden und Freundschaft glücklich sein würden.

Daran erinnerte ich mich sehr deutlich. Denn wir gingen nicht zusammen nach Argentinien und erlebten keine lange gemeinsame Zeit von Frieden und Freundschaft.

Mischo hat seine Adria nicht wiedergesehen. Und Sandra starb in diesem Jahr. Der alte Gelehrte lebt immer noch in einem Heim, immer noch ganz allein. Und Mandel wartete auf sein Visum.

Ich selbst kann mich über nichts beklagen. Mir geht es gut. Nur bleibt mir jene Weihnacht für immer in Erinnerung, weil wir damals etwas erlebten, das mir seither nie mehr so leuchtend begegnet ist.

WEG IM SCHNEE

An einem Winterabend fiel der erste Schnee. Er schwebte in weichen, zögernden Flocken hernieder. Die grosse Strasse wurde bald zum Morast. Die Räder der vorbeijagenden Autos spritzten den graubraunen Brei bis auf das Trottoir hinauf. «Huch!» schrien die jungen Mädchen und schauten bekümmert auf ihre befleckten Strümpfe.

Der alte Landweg aber, der vom Weiler oberhalb des Ortes vorbei an Bauernhäusern führte